dafür hatte, wie ein Schüler an einem so wichtigen Tage zu spät kommen konnte.

„Verzeihung", bat Zörner, und sein Atem ging schwer, „Verzeihung, ich wurde unterwegs . . . ."

„Setzen Sie sich!" Der Ton des Studienrats Hoffmann war schneidend. Schweigend ging Zörner auf seinen Platz.

Die mündliche Prüfung begann. Sie war nicht ohne Klippen. Feindselige Spannung lag in der Luft, und mancher setzte sich mit dem unsicheren Gefühl: „Wird es wohl genügt haben?" Das Gesicht des Studienrats Hoffmann war undurchdringlich.

„Zörner!" Der Primaner schoß auf. Er verbiß, die Hände ruhig an den Seiten herabfallen zu lassen, doch die Finger sprachen von der Erregung, die noch in ihm zitterte. Nur seine Augen waren ruhig. Sie sahen dem Mathematiker frei ins Gesicht. Sie verrieten dem Studienrat Hoffmann, daß der Primaner Zörner den Kampf mit ihm nicht scheute.

Scharf und knapp kam die Frage. Sie war vielleicht nicht zu schwer. Der Primaner Zörner wußte auch, wie er an die Lösung herangehen mußte. Und doch hinderte ihn etwas daran, die Antwort sofort richtig zu geben. Er wußte nicht, ob es die Erregung war oder der scharfe Blick des Prüfenden. Er sagte einige Worte, fühlte, daß er unsicher wurde, begann von neuem, um sich nicht zu verwirren, und wehrte sich gegen eine unsichtbare Riesenfaust, die seine Brust beengend umspannte. Schließlich gab er eine Antwort, von der er selbst wußte, daß sie nur zur Hälfte richtig war.

Die Quittung des Studienrats Hoffmann ließ nicht lange auf sich warten. „Natürlich", sagte der Mathematiker mit Schärfe, „von einem Schüler, der heute am wichtigsten Tage seine erste Pflicht — die Pünktlichkeit — versäumt, kann man nichts Besseres erwarten. Setzen Sie sich!" Feindseligkeit flutete durch den Raum.

Der Deutschlehrer sah zum Fenster hinaus. Es war wie eine Bewegung der Verlegenheit.

Die Mathematikprüfung war beendet. Die Pause trat ein. Da stand der Oberprimaner Zörner langsam auf, wie unter dem Gewicht einer Last. Er trat auf Studienrat Hoffmann zu, der unweit des Deutschlehrers am Fenster stand. „Verzeihen Sie, Herr Studienrat", sagte er mit verhaltener Erregung. „Sie gaben mir vorhin keine Möglichkeit, mein Zuspätkommen zu erklären. Als ich an der Ecke des Postplatzes die Breitestraße überqueren wollte, sah ich ein Mädchen von acht, neun Jahren über die Fahrbahn laufen. Der Asphalt war naß, es glitt aus und fiel auf den Rücken. Im gleichen Augenblick kam eine Limousine um die Ecke. Der Führer bremste rasch. Der Wagen schleuderte. Ein Hinterrad mußte eine Sekunde später über das liegende Kind hinweggehen. Aber noch rechtzeitig genug war ich vorgestürzt, riß das Mädchen zur Seite und fiel selbst, weil mich der Wagen noch streifte.

Was in der nächsten Minute vor sich ging, weiß ich nicht. Ich kam erst zur Besinnung, als ein paar Menschen sich um mich und das weinende Kind kümmerten. Der Herr, dem die Limousine gehörte, wollte mich nach Hause fahren. Ich sagte ihm, ich hätte heute Abschlußprüfung. Da schrieb er meinen Namen auf, fuhr das Kind, das sich nicht beruhigte, nach Hause und brachte mich hierher. Ich konnte nicht früher kommen."

Der Studienrat Hoffmann sah den Primaner von der Seite an. „Das ist keine ausreichende Entschuldigung", sagte er kurz, wandte sich um und verließ das Klassenzimmer.

Verständnislos starrte ihm der Primaner nach. Dann ging Zörner langsam nach seinem Platz. Er stützte den Kopf in die Hand. Irgend etwas mußte in ihm zersprungen sein.

Auf dem Gange holte der Deutschlehrer den Mathematiker ein. „Herr Kollege", sagte er mit schneidender Kälte, „Sie haben sich eben eines Lehrers und Erziehers unwürdig benommen. Der Oberprimaner Zörner hat etwas anderes verdient. Er rettete ein Menschenleben, und da kam es wirklich nicht darauf an, ob er eine Minute hier versäumte. Ich selbst verdanke mein Leben einem Kameraden, einem tapferen Jungen wie Zörner. Er rettete mich damals Zwölfjährigen vor dem Ertrinken, und deshalb empfinde ich Ihre Ungerechtigkeit doppelt."

Sprach's, wandte sich um und ließ den ganz verdutzten Kollegen stehen. — —

Die Oberprimaner wunderten sich, als der Mathematiker nach der zweiten Pause nochmals das Podium betrat. Er hatte doch heute dort oben nichts mehr zu suchen. Dazu schien er verlegen zu sein, und seine Stimme klang ein wenig rauh, als er anfing: „Zörner, Sie haben mir vorhin für Ihr Zuspätkommen eine Erklärung gegeben, die ich im ersten Augenblick nicht genügend würdigte. Obendrein erkenne ich jetzt erst so recht, daß auch Ihre Antwort auf meine Prüfungsfrage unter dem Eindruck eines aufregenden Erlebnisses stand. Ich werde sie deshalb anders werten müssen und dem Lehrerkollegium erklären, daß sie mir vollständig genügt. Zörner . . ." — und Studienrat Hoffmann trat auf den Primaner zu — „. . ., ich spreche Ihnen hiermit meine Anerkennung aus für Ihre tapfere Tat, die heute morgen ein junges Menschenleben rettete!"

Mit hochrotem Kopf nahm der Schüler die Hand des gütigen Lehrers.

Dann standen sie noch einen Augenblick zusammen am Fenster. „Zörner", sagte der Studienrat, „vorhin erkundigte sich der Besitzer des Kraftwagens fernmündlich nach Ihnen. Der Direktor konnte ihm nur die beste Auskunft über Sie geben. So wird es dem Herrn eine Freude sein, den Eltern eines tüchtigen Menschen die Lasten des Hochschulstudiums für ihren Sohn zu erleichtern."

—⊙—

Takt

Skizze von Wolfgang Federau.

„. . . geben sich die Ehre, Herrn Tom Kirchbach zur Teilnahme an der Feier der Vermählung ihrer einzigen Tochter Kitty . . . ganz ergebenst einzuladen." Unschlüssig und mit böse gerunzelter Stirn drehte Tom die Karte in den Händen. Bütten, litographiert, gerissener Rand. Hochvornehme Sache das. Der Alte mußte Geld haben. Aber natürlich, Bruno war viel zu vorsichtig, als daß er ein armes Mädchen geheiratet hätte.

Tom ärgerte sich, daß er in einer schwachen Stunde den Bitten seines Freundes nachgegeben und sich bereit erklärt hatte, an der Hochzeitsfeier teilzunehmen. Er haßte solche Dinge aus tiefster Seele. „Nein — laß mich", hatte er gesagt. „Ich mag solche Geschichten nicht. Ich bin kein Gesellschaftsmensch." Er fühlte sich in seinen vier Wänden, zwischen seinen Büchern und Bildern und Schriften, am wohlsten. Die Nähe eines weiblichen Wesens verursachte ihm Herzklopfen.

Nun also mußte man wohl einen Besuch machen — Tom wußte, was sich schickte, und zudem hatte Bruno ihn nochmals an diese Notwendigkeit erinnert. Die Sache litt jetzt keinen Aufschub mehr, die Karte lag schon drei Wochen auf seinem Tisch, zwischen dem Stapel von Papieren und Briefen, auf dem oben ein großer Zettel lag mit der Aufschrift „Unangenehmes". Tom hatte heute die Einladung herausgefischt, seinen guten, dunklen Anzug angezogen und war entschlossen, sich besinnungslos in dieses Unternehmen hinein zu stürzen, um nur nicht wieder den Mut zu verlieren.

In der Villa Diedrigkeit öffnete ihm ein hübsches, junges Mädchen im einfachen Hauskleid die Tür. Tom wurde puterrot und machte seine tiefste Verbeugung. „Aha", dachte er, „das ist Brunos Braut, er hat immer Geschmack gehabt." Er murmelte seinen Namen, den die junge Dame natürlich nicht verstand. Da sie ihn jedoch so erwartungsvoll anblickte, griff er nach seiner Tasche und zückte in der Verwirrung des Augenblicks statt seiner Karte die Einladung mit Umschlag und allem.

Das Mädchen lächelte merkwürdig und huschte davon, kam dann gleich wieder und öffnete mit einer einladenden Handbewegung eine Tür.

Tom trat mit zögernden, unsicheren Schritten ein. Er hatte seine neuen Schuhe angezogen, und das Parkett war so außerordentlich glatt, daß er jeden Augenblick befürchtete, das Gleichgewicht zu verlieren und zu fallen.

Eine hochgewachsene Dame unbestimmbaren Alters mit etwas strengen Gesichtszügen kam ihm lächelnd entgegen. „Ich freue mich sehr, Herr Kirchbach", sagte sie, „Ihre Bekanntschaft zu machen. Wir haben Sie eigentlich schon lange erwartet." Ein leiser Unterton des Tadels schwang in den letzten Worten mit.

„So, wirklich", meinte Tom und schüttelte die ihm gereichte Hand so heftig, daß die Dame einen leisen, schmerzlichen Aufschrei nicht unterdrücken konnte. „Nun, ich tröste mich mit dem Sprichwort: Die Letzten werden die Ersten sein."

Er sah sehr bescheiden aus, als er diese selbstgefälligen Worte sagte. Aber die Dame hielt es für richtiger, die Bemerkung zu übergehen.

„Ah — da ist meine Tochter", sagte sie im selben Augenblick, auf ein etwas fades, farbloses Wesen deutend, das durch eine andere Tür herein geschwebt kam.

Tom machte fassungslos eine Verbeugung. „Wie man sich täuschen kann!" bemerkte er beiläufig.

„Wieso täuschen?" lachte das Mädchen.

„Vor mir machte so ein reizendes Wesen die Tür auf", sagte Tom unschuldig. „Ich dachte, das wäre Brunos Braut."

„Das war unser Hausmädchen", entgegnete Kittys Mutter steif und verletzt, indes die Braut blaß wurde, zornig ihr Taschentuch an die Lippen drückte und hinein biß. „Aber wollen Sie nicht bitte Platz nehmen?"

„Danke", sagte Tom und setzte sich. Aber das Thema ließ ihn nicht los — er war nicht gewöhnt, eine Sache fortzuschieben, ehe er sie nicht zu Ende gedacht hatte. „Ja — so täuscht man sich. Ihr Hausmädchen ist wirklich sehr hübsch, gnädige Frau. Aber natürlich, das ist kein Grund, sie zu heiraten. Bei solchen Vorhaben spielen doch ganz andere Ueberlegungen mit."

Er musterte die gediegene, fast prunkvolle Einrichtung des Salons. „Ja", sagte er anerkennend, „ich kann meinem Freund Bruno wohl aus ehrlichstem, aufrichtigstem Herzen beglückwünschen zu der von ihm getroffenen Wahl."

„Wirklich?" meinte Kitty. Sie lächelte schon wieder und beschloß im Herzen, die Sache von vorhin zu vergessen — dieser Tom Kirchbach war offenbar so ein Stück Original und hatte es sicher nicht böse gemeint.

„Ja", versicherte Tom eifrig. „Mein Freund hat immer gesagt: Schönheit vergeht, aber Reichtum besteht. — Und wenn ich auf Grund meiner soziologischen Studien geneigt bin, die Allgemeingültigkeit dieses Satzes anzuzweifeln, so ist es doch immer eine Freude zu sehen, daß ein Mann zu seinen Grundsätzen und Theorien steht."

„Mein Mann kann Sie leider nicht begrüßen", sagte Kittys Mutter und schnappte fast hörbar nach Luft. „Er ist erkrankt und liegt schon seit gestern zu Bett."

„Ausgezeichnet", rief Tom strahlend, denn er freute sich, dieser weiteren Vorstellung zu entgehen. Gleich aber kam es ihm in den Sinn, daß es vielleicht nicht recht war, seine Freude auf so unverblümte Art zu äußern, und taktvoll, mit bedauerndem Mienenspiel, fügte er hinzu: „Ich kann ja ein andermal wiederkommen."

„Ersparen Sie sich die Mühe, wenn ich bitten darf", meinte die Dame des Hauses eisig. „Mein Mann wird kaum in der Lage sein, vor dem Hochzeitstage sein Bett zu verlassen."

„Schade", murmelte Tom, und seine krampfhaften Bemühungen, ein anderes Thema herbeizuzwingen, waren ihm so deutlich auf die Stirn geschrieben, daß Kittys Mutter trotz allem Mitleid, empfand und ihm zu Hilfe kommen wollte.

„Ich hoffe", sagte sie deshalb versöhnlich, „daß Sie auch etwas zu der Feier beitragen werden."

Tom überlegte. „Ist das jetzt so üblich?" grübelte er. „Muß doch wohl so sein. Ich habe ja noch niemals eine Hochzeit mitgemacht."

„Ja", sagte er dann laut, „selbstverständlich. Ich bin zwar mit indischen Glücksgütern nicht gerade gesegnet, aber natürlich werde ich mich nicht ausschließen. Eine derartige Festlichkeit bereitet ja immer erhebliche Kosten — ich verstehe das."

„Meine Tochter und ich müssen noch einige Besorgungen machen", sagte die Dame des Hauses und erhob sich aus ihrem Sessel. „Es war uns eine außerordentliche Befriedigung, Brunos besten Freund noch rechtzeitig vor der Hochzeit kennen zu lernen." Sie vermied es, in Erinnerung an den ersten Schmerz, Tom die Hand zu reichen.

Kitty geleitete ihn hinaus. Sie sah mit verkniffenem Mund zu, wie das Mädchen ihm Stock und Hut reichte. Tom wollte sich herzlich von der Braut seines Freundes verabschieden, aber sie übersah diese Geste. Da schüttelte er die Hand des Dienstmädchens. —

Am nächsten Vormittag stürmte Bruno in sein Zimmer. Das Gesicht des Freundes war grau, seine Augen blitzten. Aber Tom bemerkte diese drohenden Anzeichen eines heftigen Gewitters nicht. Ihn beschäftigte ein anderes Problem.

„Muß ich nun eigentlich den Frack anziehen zu Deiner Hochzeit, oder genügt der Smoking?" fragte er.

„Du kannst meinetwegen in der Badehose gehen", schrie Bruno wütend. „Diese Hochzeit wird niemals stattfinden!"

„Ja — warum denn nicht?" wunderte sich Tom.

„Kittys Mutter hat mir geschrieben", tobte der andere, daß ein Mann, der eine Person wie Dich als seinen besten Freund bezeichnet, keine Gewähr für die Dauer und das Glück einer Ehe zu bieten vermag! . . ."

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: C. Sanß, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 12 — Samstag, den 20. März — 1931

Bist Du fertig?

Erzählung von Wolfgang Federau.

Werner Illing hatte gerade die Lampe in seinem Arbeitszimmer gelöscht und stand im Begriff, sich im Nebenzimmer zur Ruhe zu legen, als er plötzlich einen Lichtschimmer sah. Nein, es war mehr als ein Schimmer — ein sehr starkes, helles Leuchten, das aus der vollkommenen Dunkelheit auf der Straße durch das Fenster hereinbrach. Ein seltsames Leuchten, dessen Quelle Illing, der sich mit der ihm eigenen Wißbegierde weit zum Fenster hinaus lehnte, nicht festzustellen vermochte.

Er war bereits entschlossen, dieses offensichtlich unlösbare Problem einstweilen auf sich beruhen zu lassen, als er merkte, daß ein anderes Wesen, daß ein Zweiter in seinem Zimmer stand. Einer, den er nur in schattenhaften Umrissen zu erkennen vermochte. Kalkweißes Gesicht unter breitrandigem, schattenspendendem Hut und ein Mantel, der dunkel und in vielen Falten eine knochendürre Gestalt umhüllte.

„Bist Du fertig?" kam eine Stimme an sein Ohr.

Illing zweifelte keinen Augenblick, wer es sein könnte, der da so furchtbar lautlos, so entsetzlich unerwartet bei ihm eindrang. Auch war die Stimme weniger die eines Fragenden als vielmehr die eines Wesens, dem gegenüber es nur eines gab: zu gehorchen. Trotzdem trieb eine aufbrennende Verzweiflung ihn an, eine Frage zu stellen — als ob er auf diese Art sein Schicksal noch aufhalten, noch verzögern könnte. Und er flüsterte — im Dämmer dieses merkwürdigen Lichtes noch errötend über das angstvolle Klopfen seines Herzens, über den zitternden Tonfall der Worte, die von seinen plötzlich heiß und trocken gewordenen Lippen sickerten: „Fertig wozu? Wieso fragst Du?

Er erkannte die Sinnlosigkeit dieses Einwurfs, noch bevor der andere erwiderte. Ein knarrendes, häßliches Lachen war die Antwort. „Mir zu folgen", kam es aus der Höhle des Mundes, der sich schwarz in dem kreideweißen Antlitz öffnete.

Da fühlte Illing sein Herz wie eine kalte, fremde Sache in seiner Brust. Im nächsten Augenblick freilich rann es bereits wieder in heißen Wellen durch seine Adern — er merkte, daß er fieberte. In einem andern Sinne als dem, in welchem Aerzte dieses Wort gebrauchen. „Laß mich nachdenken!" bettelte er mit scheuer, demütiger Stimme.

„Denke nach!" kam die Antwort. So ruhig, wie man spricht, wenn alles beschlossen und fest und gänzlich unabänderlich ist.

Die Wände des Zimmers schoben sich näher an Illing heran, so schien es ihm. Ganz deutlich konnte er alles sehen, all die kleinen und großen Dinge, mit denen er die Stunden seiner fleißigen, arbeitsamen Tage umgeben hatte.

Da waren zunächst die Bücher — die vielen Bücher in den hohen, dunklen Regalen. Sein Auge überflog mit einem einzigen Blick alle Titel. „Da wären", sagte er stockend, bedrückt von der Lächerlichkeit dieses Wunsches, „da wären einige Bücher, viele Bücher sogar, die hier stehen und die ich noch nicht gelesen habe. Auf die ich sehr neugierig bin. Ich habe es immer aufgeschoben, von Tag zu Tag. Manchmal blätterte ich in einem, aber fand nicht die Zeit, es zu lesen. Eigene Arbeit drängte sich dazwischen. Ich möchte all das Versäumte nachholen. Einige auch gibt es, die ich vor vielen Jahren las. Die mich begeisterten. Ich wollte sie ein zweites, ein drittes Mal lesen. Aber immer gab es so viel Neues — ich kann nicht dazu."

Er schwieg. Der andere antwortete nicht. Und Illing erkannte die furchtbare Torheit dieser Bitte. Seine Hand glitt über die Schreibmappe. „Anderes, Wichtigeres muß ich nennen", dachte er, und mit lauter Stimme fuhr er fort: „Und da liegen die Briefe, viele Briefe, die der Beantwortung harren. Einige sind nicht so wichtig, ich gebe das zu. Einige erledigen sich selbst, wenn ich — wenn ich erst einmal . . . . tot bin. Aber ein paar . . . Die Menschen müßten doch . . . . Oder nein, eigentlich nur einer. Ein Brief ist da von einer Frau, die mich einmal sehr geliebt hat. Die ich — die ich verraten habe. Sie war so gut, so treu, so hingebend, so schön. Sie hat viel um mich gelitten. Ihren letzten Brief — ich habe ihn nicht beantwortet. Ich müßte ihr schreiben, ja. Daß es mir leid tut. Daß ich . . . bereue . . ."

„Wann schrieb sie ihren letzten Brief?"

„Vor fünfzehn Jahren — nein, vor achtzehn Jahren."

„Es lohnt sich nicht, ihn zu beantworten. Es lohnt sich seit langem nicht mehr. Die Antwort würde sie nicht erreichen. Denn die Frau ist tot — seit achtzehn Jahren ist sie tot. Sie starb damals, als Du ihren letzten, bitteren Notruf nicht beantwortetest. Als Du sie verstießest."

Illing bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Selbst dies weiche, unbestimmte Licht, das den Raum erfüllte, tat seinen Augen plötzlich weh. Und Scham saß würgend und brennend in seiner Kehle.

Aber das dauerte nicht lange. Seine Gedanken spulten weiter, und immer wieder warf er den Anker seiner Hoffnung in das entgleitende Leben, in dieses Leben, das preiszugeben ihm plötzlich so furchtbar schwer fiel.

„Ich arbeite seit langem", stotterte er, „an einem umfangreichen Werk. Es soll das Monument meines Daseins, soll seine Krönung sein. Es ist erst zum geringen Teile fertig. Aber es wird der Menschheit ein neues Weltbild vermitteln. Du wirst nicht wollen, daß diese Frucht einer jahrzehntelangen Denktätigkeit . . . ."

„Wie töricht Du bist!" sagte der andere, und sein Mund verzog sich grinsend. „Wie furchtbar töricht! Wie wenig Du vom Leben weißt. Und Du bist so vermessen zu denken, die Welt könnte einen Verlust erleiden, wenn Du Dein Werk beendest? Oh — Du weißt nichts. Nichts weißt Du. Ich könnte Dir erzählen — von jenen Hunderten, von jenen Tausenden, die mit mir gegangen sind, als Kinder, als kaum mann bar gewordene Jünglinge, und die doch in ihrem Hirn das ewige Feuer des Genies trugen. Die Größeres hätten schaffen können als jene, die Ihr Eure Größten nennt. Daran denke. Und daß die Welt, daß die Menschheit Verluste erlitten hat, deren Umfang nur einer ermessen kann, nur — ich! Sie ist nicht darüber hinweg gestorben, die Welt."

Illing sank ganz in sich zusammen. Also das alles galt nichts? Ihn, der immer stolz gewesen war auf seine Arbeit, auf seine Leistungen, überfiel grausam die Erkenntnis von der Unwichtigkeit seines Daseins.

„Gibt es noch etwas, was Dich hält?"

„Ja", stöhnte Illing, und diese Welt, diese bunte, wilde Welt erstand traumhaft schön vor seinen geistigen Augen. Er dachte an die Spiele seiner Kindheit, an die Stunden, da er verträumt und selig auf grüner Wiese gelegen und dem Zuge der silberweißen Wolken nachgeschaut hatte. An die Sorglosigkeit jener fernen Tage dachte er, an seine Reisen, an die Schönheit blutender Sonnenuntergänge, an das Rauschen des Meeres und an die ernste Hoheit der Berge. Sollte er dies alles nun wirklich verlassen müssen, es nie, nie mehr wiedersehen dürfen? Er dachte an Menschen, die er geliebt hatte und die vor ihm hinweg gegangen waren an andere, die lebten und seinem Herzen nahe standen. Diese Trennung, dies Scheidenmüssen für immer erschien ihm unerträglich schwer. „Ich möchte wieder jung sein", entrang es sich seiner gepreßten Brust. „Ich möchte mein Leben noch einmal leben. Bewußter, aufgeschlossener, mit der Erfahrung, die diese Stunde, die Dein Besuch mir geschenkt hat. Ich möchte . . wieder jung sein!"

„Dann", sagte der andere und erhob sich und war nun ganz dicht, ganz nahe, „dann wenn Du dieses möchtest, bist Du . . . fertig!"

Der Mann sah des Fremden Hand dicht vor sich. Grabeskälte wehte ihn an. Letzter, ruchlackernder Widerstand meldete sich. „Ich will leben!" schrie er mit schriller, sich überschlagender Stimme.

Aber da ruhte die kühle, knochige Hand schon auf seinem Herzen. Und aller Wille löste sich auf, verflackerte, starb dahin.

„So . . . so . . . so . . ." sagte der Fremde mit der beruhigenden Stimme eines Vaters, der sein ungebärdiges Kind in Schlaf lullen will. „So . . . so . . . ." Und sanft bettete er den Toten in dem großen, hochlehnigen Schreibtischstuhl.

—⊙—

Wenn man Freikarten hat

Skizze von E. Krafft-Stramm.

„Ich habe heute von einem Kollegen zwei Freikarten fürs Elitetheater bekommen," sagt Paul zu seiner jungen Frau, die gerade die brüllenden Kinder zum Mittagsschlaf niederlegt.

Sie schwenkt das nasse Kinderhöschen wie eine Freudenfahne. „Paulchen! Für wann denn? Herrlich, endlich mal wieder ins Theater!"

„Für heute. Leider können wir nun Großmutter nicht mehr schreiben, daß sie bei den Kindern bleibt. Da muß die Portierfrau rauf, die ist ja zuverlässig! Lauf nur gleich runter und frage, ob sie Zeit hat!"

Frau Schulze hat Zeit.

Am Abend zieht die junge Frau ihr schönstes Kleid an, das über ein Jahr unbenutzt im Schrank hing.

„Du hast dich wohl auch ondulieren lassen?" staunt Paul.

„Natürlich! Denkst du, ich könne im Elitetheater mit dem glatten Kopf auf einem ersten Platz sitzen?"

Selig fliegt sie ihm um den Hals. „Hach, wie ich mir vorkomme!"

Er kommt sich auch vor. Er hat den Hochzeitsfrack angezogen, weil der Kollege ihm andeutete, daß man Gesellschaftstoilette bei dieser Revue anzieht. Und als Trude mit der Straßenbahn bis in den fernen, feinen Westen fahren will, nimmt er großspurig den Autobus, wenn er auch pro Kopf fünf Pfennige mehr kostet.

Zwar seufzt Trude ein bißchen: „Die Portierfrau kriegt zwei Mark, Paulchen, und Abendbrot. Und Garderobe wird sicher in so einem feinen Theater dreißig Pfennig kosten."

„Vermiese mir nur nicht den schönen Abend durch deine Rechnerei," wehrt er ab. „Wo unsere Freikarten neun Mark das Stück regulär kosten, spielt das doch keine Rolle."

Aber als man, von Licht, Plakaten und schwellenden Teppichen empfangen, wirklich an der Garderobe des Elitetheaters steht, kostet sie pro Kopf sechzig Pfennig.

„Unverschämt!" murmelt Paul zwischen den Zähnen, was ihm einen schamvollen Blick seiner kleinen, eleganten Frau einbringt, die sich plötzlich gar nicht mehr elegant vorkommt.

„Was hast du denn?" drängt Paul erregt. „Warum kommst du denn nicht?"

Sein Gesicht ist rot und glänzend. Er ist der einzige im Frack. Und seine süße Trude steht in dem kurzen Kleidchen wie ein Backfisch gegen erwachsene Damen aus. Das kränkt ihn.

„Wir haben Tisch neun," stellt er erbleichend fest, „d . . . ddda stehen Sektgläser, Trude!"

„Ich habe keinen Durst," beschwichtigt sie, dieweil ihr die Zunge heiß am Gaumen klebt.

„Zigaretten gefällig?"

„Schokolade gefällig?"

Die Pagen drängen gegen das junge Paar an, das sich nur auf die Kante der Goldstühle vor Tisch neun niederläßt. Trude zupft an dem Staatskleid, ohne es über die Knie zu kriegen, und Paul studiert die Weinkarte, als lese er seine eigene Todesanzeige. Eine aufreizende, unglaubliche, nie vorher gehörte Musik wirft Kribbelfieber ins Blut, und der goldene Vorhang der Bühne hebt sich.

„Haben die Herrschaften schon gewählt?“ fragt der Ober.

„Danke, ich habe kein Bedürfnis,“ erklärt die kleine Mama hoheitsvoll.

„Späääter,“ stottert Paul.

„Wir sind die sieben süßen Fraun,
Es kostet nichts uns anzuschaun,
Wir machen jeden Mann verrückt,
Wenn er uns auf das Schienbein blickt“,

singen die Girls auf der Bühne.

Sonst ist Paul eigentlich recht verliebt in die eigene Frau. Heute ist es ihm fast peinlich, sie anzusehen. Nebenan am Tisch sitzt eine Dame, die so schön ist, daß man sie immer anstarren muß. Sie lächelte ihm zu, sie beugt sich immer wieder zur Seite, um seinem Blick zu begegnen, dieweil Musik und Wort und Tanz ihn ganz verrückt machen.

Trude merkt es und sieht darum auch mehr in den Zuschauerraum als auf die Bühne. So herrlich die rasch wechselnden bunten Bilder sind, so süß die Musik lockt, sie möchte bloß immerzu weinen.

„Haben die Herrschaften jetzt gewählt?“ fragt der Ober in einer der kleinen Pausen.

„Jawohl,“ antwortet Paul und streckt die langen Beine in den Hochzeitshosen fast bis nach Tisch zehn, an dem die schöne Frau sich die Lippen rot nachzieht. „Bringen Sie mir einen Cocktail, und was wünschest du, meine liebe Gertrud?“

Die „Liebe Gertrud“ hört zum ersten Male sich also von ihrem Eheherrn angesprochen und wünscht weiter nichts als zu Hause bei den Kindern und ihrem Vati in der alten, gemütlichen Joppe zu sein.

„Bringen Sie einen Mokka mit Torte!“ bestellt Paul für sie und sieht so hochmütig über ihr unglückliches Gesicht fort, als ginge ihn der ganze wohlfrisierte Frauenkopf über dem kurzen Kleide gar nichts an. Und während oben auf der Bühne weiter getanzt und gesungen wird, von der Lust, von der Fülle, von dem Irrsinn des Lebens, rechnet die kleine Mama die Kosten für die Freikarten zusammen und trinkt mit jedem Schluck des duftenden Mokkas eine kleine, salzige Träne mit . . .

„Portierfrau 2 Mark und Abendessen, Friseur 1 Mark 50, Fahrt und Garderobe 2 Mark 40, Zigaretten, Schokolade 6 Mark 80 — macht zusammen . . .“

Sie kommt nicht zu dem Endergebnis, da Paul sich verschluckt hat. An dem Likörgemisch mit dem feudalen Namen, in dem eine einsame, rote Kirsche schwamm, mit der man nicht gerechnet hat. Die Frucht scheint in die Luftröhre gewandert zu sein. Die wunderschöne Frau am Nebentisch kreischt vor Vergnügen über die Komik im Zuschauerraum, mit der Paul gegen die Cocktail-Kirsche kämpft.

Es ist ein Glück, daß gerade die Musik ganz besonders heftig jazzbandelt und daß Trude ihrem Paul beruhigend auf den Rücken des Hochzeitsfrackes klopft. Er wischt sich die Erstickungstränen vom Gesicht und hält sich matt an den helfenden, streichelnden Frauenfingern fest.

„Die alte Pute,“ sagt er mit einem bezeichnenden Blick nach Tisch zehn.

„Stimmt, Paulchen“, strahlt die junge Frau mit erwachender Lebensfreude. Und hat das Gefühl, daß sie heute abend vielleicht doch noch auf die Kosten der Freikarten kommt . . .

—⊡—

Schollenfahrt

Skizze von Otto Boris.

Der düstere Nordwest blies von der See. Im Memeler Tief stauten sich die Meereswogen. Im Innern Rußlands aber schmolz bereits der Schnee. Die Wasser ergossen sich in den Memelstrom, zerbrachen die morsche Eisdecke und wälzten ein Chaos von Schollen und Lehmflut nordwärts. Aber auf dem Unterlaufe stand noch das Eis fest. Die Schollen häuften sich zu mächtigen Barrieren, an denen vorbei die gurgelnde Flut sich neue Bahnen suchte. Die Niederung verwandelte sich in einen See. Die toten Flußarme, Durchstiche und Durchstiche wurden reißende Ströme. Aber immer noch stieg das Wasser, und der dicke Pferdehändler, der sich am neuen Markt in Tilsit festgekneipt hatte, plumpste nach Mitternacht beim Verlassen des Lokals bis über die Schaftstiefel hinein.

Graugänse schrien hoch in den Lüften. Ein trüber Morgen kam. Heini Weitkus übersah vom Giebelfenster der kleinen, flutumspülten Fischerhütte kopfschüttelnd die weite Wasserwüste. Im feinen runden Grauaugen lichterte es von Tücke. Jetzt dem Förster da drüben einen Streich spielen. Kein Mensch würde glauben, daß sich jemand über die empörte Memel gewagt habe. Die Schrotnarben auf dem Rücken brannten. Er hüstelte. Ein Korn steckte noch in der Lunge. Es stammte aus jener Zeit, da das nördliche Memelufer an Litauen abgetreten wurde. Damals hatten sich die Herren von der französischen Kommission den Sport geleistet, die dreißig an Litauen gefallenen Elche restlos abzuschießen. Damals hatte sich Weitkus mit ein paar Kollegen den Scherz erlaubt, Elche auf das blanke Hafeis heraus zu drücken und dort mit der Pike abzutun. Das Wildbret des Urhirsches schmeckte gar zu gut. Aber dabei sind sie dem Förster vor die Flinte gelaufen. „Solch ein Hund.“

Plötzlich zuckte Weitkus zusammen. Auf dem künstlich aufgeschütteten Hügel, der den Leuten als Friedhof diente, bewegte sich ein dunkler Punkt hin und her. „Ein Halch (Elch), beim Himmel, ein Halch!“ In den Augen des ehemaligen Wilddiebes flackerte es wie in den Lichtern eines Raubtieres auf. Ehe seine Frau oder die Seinen ihn hindern konnten, befand er sich mit Pike, Donnerbüchse und Ruder im Boot.

Er mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht in die Strömung zu geraten. „Uih, uih, was die alles dahin schleppte!“ Entwurzelte Bäume drehten sich langsam, Heuhaufen streckten die halbbelegten Spitzen heraus, ein leerer Kahn, Zaunbretter, sogar ein Tisch trieben vorüber. „Uih, war das eine böse Drift dieses Jahr. Es würde wohl ohne Menschenleben nicht abgehen. Da kam auch schon eine Kuh. Nur der aufgedunsene Bauch und zwei starre Beine ragten aus der Flut.“

Weitkus erschrak, denn auch ihn hätte die Strömung beinahe erfaßt. Er mußte hart kämpfen, um sich ins stillere Wasser zurück zu retten. Desto höher stieg das Verlangen nach dem Halch. Allein das Fell brachte über 60 Mark.

Auf dem kleinen, platten Hügel trat der Elch unruhig zwischen den Erdhaufen umher. In dunkler Nacht hatte er sich schwimmend hierher gerettet. Jetzt wartete er mit der seiner Rasse eigenen Geduld auf irgend einen Glücksumstand. Er hob den Windfang gegen den Sturm. Er starrte mit bösen Augen in die Flut. Sie stieg noch immer. Da schüttelte er den schwarzen Zottelbart und sträubte unwillig die sture Mähne. Plötzlich hob er den Kopf: Menschenwitterung. Ein Boot näherte sich langsam seinem Standort. Der alte Recke schlug mit den Vorderläufen dröhnend den Boden. Wollten diese Zweibeiner ihm nicht einmal diesen letzten Zufluchtsort gönnen? Er sah sich um. Jenseits der Memel ragte der Damm aus dem Wasser, den Rehe und Sauen zu benutzen pflegten, um auf die höher gelegenen Stellen des Moosbruches zu flüchten. Auf dem Flußbett selbst stand noch das Eis. Eine hohe Barriere zog sich darüber hin. Ob man versuchte, sie zu erreichen?

Unschlüssig trottete er hin und her. Inzwischen näherte sich das Boot mehr und mehr. Der Mensch da drinnen hob etwas ans Gesicht. Der Alte kannte diesen Rüssel, aus dem Feuer und Donner zu fahren pflegten. Unverzüglich warf er sich mit grimmigem Knörlaut ins Wasser. Doch da krachte es auch schon. Er spürte einen heftigen Schmerz in der Schulter. Dann griff er mit seinen Läufen kräftig aus: er schwamm um sein Leben.

Weitkus sah, wie sich das Wasser am Hirsch rötete. Er wurde vom Jagdfieber erfaßt: „Getroffen!“ jubelte er laut. Jetzt hieß es aufpassen, denn er näherte sich der Strömung. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn. Die Brust keuchte; immer wieder entrissen ihm die Wasser die Führung, drehten das Boot herum, wirbelten es um seine Achse und versuchten es mitzunehmen. Noch kam Weitkus dem wunden Wild näher. Das steuerte mit sicherem Instinkt auf das Flußbett zu, wo sich die Eisbarriere türmte, hinter der sich ruhiges Wasser befand. In weit über hundert Meter Breite stand hier das Eisfeld. Es reichte fast bis nach den Dämmen im Preußenlande. Gelang es hier den Elch zu fassen, dann konnte Weitkus mit der Beute im Schlepp sich von der Strömung fort in ruhigeres Wasser treiben lassen, von wo aus er auf Umwegen seine Hütte erreichen konnte. Wenn nur die Barriere so lange hielt.

Da, der Elch hatte schon festen Grund unter den Füßen. Weitkus durchzuckte ein Schreck: Wenn er entrann? Er arbeitete wie rasend. Der Elch stand wie Bronze. Warum entfloh er nicht?

Da schrie Weitkus auf. Ein Knacken, Knirschen, Splittern. Die Barriere hielt nicht. Schollen hoben und senkten sich, brachen, fielen platschend ins Wasser. Das ganze Eisfeld kam in Bewegung. Bis weit nach dem Haff dröhnte, knallte und polterte es. „Gott steh' mir bei!“ stöhnte Weitkus. Er stieß, rang mit Wasser und Eis; es war zu spät. Aufbrüllend riß der Strom ihn mit sich fort. Bangputys, der raffende Wogengott, hielt sein Opfer umklammert. Das Boot erzitterte unter den Stößen der Schollen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte Weitkus in das Chaos. Immer schneller ging die Fahrt dem Haff zu.

„Ich will auch dem Förster vergeben, ich werde einen Taler auf den Altar legen, ich will nicht mehr fluchen und mein Weib schlagen“, bettelte Weitkus. Die Stimme versagte ihm. Krachen, Knirschen. Zwei Eisschollen hatten das Boot eingeklemmt. Langsam schob sich die eine durch die Wanten. Weitkus starrte auf sie wie auf ein Ungeheuer. Das Boot sackte ab. Bald stand er allein auf einer mächtigen Scholle und trieb in rasender Eile dahin. Einen irren, verzweifelten Blick warf er suchend umher. Ein Freudenschrei entrang sich seiner Kehle. Die Fahrt wurde langsamer, die Strömung war überquert, die Scholle wurde nach dem jenseitigen Damm abgedrängt. Weitkus nahm die Mütze zwischen die Hände.

Da sprudelte und schnaufte es hinter ihm. Ein zottiges, bärtiges Haupt hob sich aus dem Wasser. Tückisch funkelten ihn kleine, dunkle Augen an. Der Elch! Wie ein Rasender warf Weitkus sich auf ihn und versuchte ihn zurück zu stoßen. Die Scholle krachte, bewegte sich, geriet unter Wasser und barst.

Mit gurgelnden Lauten verschwand Weitkus in der Flut. — — —

Lange noch ragte der zottige Kopf des Elches aus dem Wasser. Dann verschwand auch er. Der Schuß hatte die Kraft des urigen Tieres gebrochen.

—⊡—

Das blinde Pferd

Skizze von Gerhart Herrmann Mostar.

Es steht vor dem Ausspann der kleinen Stadt, seit einigen Stunden schon. Nie bleibt es allein; immer sind Menschen bei ihm. Mitleidige Frauen, neugierige Kinder; denn es ist nicht schön, es hat zu schwere Beine und einen zu knochigen Leib, und überdies: Die Augen sind nichts als zwei flache, ausdruckslose Hebungen in dem langen Kopf, sie schimmern wie schmieriges Porzellan. Diese Häßlichkeit wäre abstoßend, wenn nicht die Haltung des Hauptes wäre: Es ist schräg gegen den Eingang der Kneipe geneigt, genau in der Haltung, die menschliche Blinde haben, wenn sie lauschen . . . Was des Pferdes gespitzt zuckende Ohren zu hören scheinen, das ist Peter Rönnebecks angetrunkene Stimme. Dem gehört der Wallach und der dürftige Arbeitswagen, vor dem das Pferd steht. Peter Rönnebeck hat ihm auch einen schönen Namen gegeben: Johannes, nicht Hans, bitte schön, sondern ausdrücklich: Johannes. Peter Rönnebeck hat überhaupt Sinn für das Schöne — und eben dabei packen sie ihn jetzt dadrin.

„Nuja“, meint der Schlächter aus der benachbarten größeren Stadt, „dat mag ja woll sind, gat der Jaul noch son bißken ziehn tut. Awwer du kannst dir doch dadermit nich sehn lassen. Die Leute lachen dir jo aus. Sieh mal —“

„Ich kann jo nischt nich dafür, daß Johannes blind is“, unterbricht Peter und lallt schon ein bißchen. „Wie ich aus'n Krieg kam und mit'n zum Tierarzt ging, war's schon zu spät.“

„Sagt ja ooch keener!“ ruft der Schlächter. „Un dadrum jeht's ja ooch jarnich. Daß der Jaul in zwee Monaten reif is für'n Schinder mit seine zwanzig Jahre, wenn ich'n nich nehme — das weeßte doch selber. Un das mit Inadenbrot und Inadentod is doch Quatsch — heutzutage! Ich jebe fuffzig Mark, is mein letztes Wort; da kannste een neuen mit anzahlen, ich will'n dir sogar verschaffen — eenen, wo de dir kannst mit sehn lassen. Na?“

Nach einer halben Stunde kommt Peter Rönnebeck endlich aus der Kneipe und klettert auf seinen Wagen, komischerweise ohne Johannes über das Maul gestreichelt zu haben, was er sonst immer tut. Das blinde Tier ist viel empfänglicher für Liebkosungen und für ihr Ausbleiben als ein gesundes; es wird nervös, nimmt die Schritte kurz, wirft viel den Kopf; das wird noch schlimmer, als es einen ungewohnten Weg geht: den zur Kreisstadt. Peter auf dem Sitz aber denkt traurig: „Es merkt, daß es sein letzter Gang is. Awwer versprochen is versprochen.“

Es wird rascher dunkel, als Peter glaubte; denn es war auch später geworden im Gasthof, als er annahm. Und es ist noch kein Sommer — um Mittag war's schön warm, jetzt ists umgeschlagen und eiskalt. Peter wickelt sich in alle möglichen Decken; da wird ihm tatsächlich warm, das macht aber den Kopf noch wirrer, als er schon durch den Alkohol ist — und als er dann nach einer halben Stunde aus dem Halbschlaf auffährt, muß er einsehen, daß er sich verfahren hat. Er wendet um; es tut ihm leid, daß Johannes' Todesweg sich verlängert; aber Peter hats dem Fleischer versprochen, noch heute zu kommen.

Das Dunkel hat überall gesiegt, schon den letzten Schein vom Westhimmel gewischt. Peter kennt diese Gegend auch nicht recht, die Wagenlaterne hilft nicht viel; aber er kann doch noch erkennen, daß die Straße, auf die sie nach einer halben Stunde kommen, auch nicht die rechte ist. Die Wärme verschwindet plötzlich aus Peters Körper, er empfindet die schneidende Kälte plötzlich wie eine Lähmung. Johannes will rechts einbiegen. Peter hält das für falsch und reißt nach links, heftiger, als nötig wäre. Das nervöse Pferd wirft sich zurück und dann im Galopp nach rechts; ein Kilometerstein, ein Straßengraben, ein splitternder Krach — eine Achse ist gebrochen.

Der sonst so gutmütige Peter haut, sinnlos vor Wut, auf das Pferd ein. Es steht ganz ruhig unter den Schlägen, den Kopf wie lauschend zurück geneigt, wieder mit dieser rührend menschlichen Geste. Aber Peter kann das im Dunkeln nicht sehen. Fluchend und oft nach Johannes stoßend macht er ihn von den Strängen los. Es bleibt ihm nichts übrig, als den Wagen hier zu lassen und das nächste Dorf zu suchen; bis Marow, wo er zu Hause ist, müssen es mindestens zwei Wegstunden sein.

Eine halbe davon haben Mann und Pferd zurückgelegt: aber es zeigt sich nichts Belebtes und nichts Bekanntes. Und Peter ist müde, so entsetzlich müde . . . er gibt sich keine Mühe mehr, die Eiszapfen aus seinem knisternden Bart zu wischen oder seine starr werdenden Füße zu reiben; er hat nur den sehnsüchtigen Wunsch, ein Weilchen zu schlafen, eine ganz kurze Spanne Zeit, nicht am Boden liegend, das wäre unvernünftig, sondern stehend, an das Pferd gelehnt. Johannes kennt dies Verfahren, er hält in solchen Fällen schön still.

Hat wenigstens immer still gehalten — heute tut ers nicht. Was ist in die Schindmähre gefahren? Peter drischt wütend drauflos. Das Pferd kümmert sich nicht darum, es geht in den Wald hinein, der um die Straße ist. Es gelingt Peter, es zum Stillstehen zu bringen, schließlich auch zum Umkehren. Das hat aber seine Kräfte erschöpft. Und als nun ein Krachen unter seinen Füßen und eine kaum erahnbare leere Fläche vor seinen Augen ist, also Eis, also ein Teich oder ein See, und Dunkel und Frost und Müdigkeit und vielleicht der Tod, da wehrt er sich gegen nichts mehr, da hängt er sich in die Stränge und läßt sich von Johannes ziehen. Es geht ihm durch den Sinn, dies alles sei die Strafe dafür, daß er das Pferd an den Schlächter verkauft hat. Das ist natürlich Unsinn. Im Gegenteil, wenns nicht blind wäre, wäre das heute nicht passiert. Einen sehenden Gaul braucht Peter Rönnebeck, zum Donner . . . .

Er schläft ein — im Gehen. Manchmal will er stehen bleiben. Johannes läßt es nicht zu. Manchmal fällt Peter hin. Dann bleibt Johannes stehen, dreht sich mühsam und sorgsam in den Strängen um und stupst ihn erst zart, dann derb mit dem Maul ins Gesicht, bis der Mann fluchend aufsteht. Da geht der seltsame Zug durch den Wald, ohne Weg und, wie es Peter vorkommt, ohne Sinn. Stundenlang? Nächtelang? Peter weiß es nicht. In den Schlaf? In den Tod? Peter ist es gleich.

Sonderbarerweise kommt Johanes bei seinem Laufe querwaldein auf eine Straße. Sonderbarerweise überschreitet er sie nicht, sondern biegt in sie ein und geht auf ihr weiter, bedächtig und zielgewiß. Sonderbarerweise fühlt sich Peter plötzlich von einer Laterne angeleuchtet, von Händen gerüttelt und gerieben, von Stimmen umfragt und umsorgt; sonderbarerweise wird er in einen Hof und ein Haus und ein Bett geführt und er findet sonderbarerweise, daß Hof und Haus und Bett sein eigen sind; daß sein blindes Pferd den Weg nach Hause gefunden hatte; daß er aber ohne dies Pferd — etwa mit dem neuen, das er da von dem Schlächter — pfui Deibel!

Und Peter Rönnebeck, der eben noch kaum zu wecken gewesen und nur mit fremder Hilfe aus den steifgefrorenen Kleidern und ins Bett gekommen ist — Peter Rönnebeck steht plötzlich noch einmal auf und geht in den Stall zu seinem blinden Pferde, und da bleibt er lange, um eine erfreuliche Mitteilung zu machen, daß Studienrat Hoffmann kein Verständnis drin; und dann kommt er heraus und schreibt noch in später Nacht einen Brief an einen Schlächter in der Kreisstadt; und endlich tut er das, weshalb er nachher noch jahrelang im Dorf für ein bißchen wunderlich gilt: Er geht nochmals in den Stall und zeigt dem Pferd den Brief, als ob die blinden Augen lesen könnten.

—⊡—

Der Sündenfall

Humoreske von Kurt Mathias Ekteim.

Der Mann aus dem Westen legte den Kopf schief und sah sich den „Sündenfall“ an. Seine Unterlippe hing ein wenig nach unten, er sah sehr komisch aus, und Herr Prok hatte Mühe, in Lachen zu verbeißen.

„Schön ist es nicht“, sagte der Mann aus dem Westen, „aber ich brauche sowas für meine Bibliothek. Was soll es denn kosten?“

„Dreihunderttausend Mark“, sagte Prok.

Die Unterlippe des Kunden senkte sich noch weiter nach unten, seine Augen drohten herauszuquellen. Er schrie: „Dreihunderttausend Mark? Das ist ja ein Riesenvermögen!“

„Für einen echten van Eyck ist das nicht viel“, sagte Prok.

„Ach so, es ist ein echter van Eyck. Van Eyck. Van Eyck, heißt der Maler, hm. Augenblick mal.“ Und siehe da, der Kunde zog aus seiner Manteltasche ein Buch. Prok erkannte gleich, daß es das gelbe Handbuch des Kunsthandels war. Der Mann aus dem Westen blätterte darin herum, dann hatte er gefunden, was er suchte, und sein Gesicht begann zu strahlen. „Hier steht alles über van Eyck. Und hier steht auch, daß Professor Jan van Huisen, Amsterdam, der bedeutendste Sachverständige für diesen Maler ist. Nun passen Sie mal genau auf, Herr Prok. Ich kaufe das Bild.“

„Oh!“ machte Prok strahlend.

„Sachte, sachte. Ich kaufe das Bild unter der Bedingung, daß mir eine Echtheitsbescheinigung von Professor Jan van Huisen vorgelegt wird.“

Proks Gesicht wurde lang. Und länger, immer länger. Er stammelte etwas, aber der Mann aus dem Westen steckte sein gelbes Buch ein, ergriff seinen dicken Spazierstock und ging mit einem kurzen Nicken von dannen.

Kaum war er draußen, rief Prok seinen Prokuristen und erzählte ihm das Ergebnis der Unterredung. „Dieser Raffke! Dieser vollgefressene Sancho Pansa! Dieser Fettbauch! Wie er nur auf die ausgefeimte Idee gekommen ist! Na, wird wohl nichts als Bauernschlauheit sein. Aber Julius, was machen wir nun?“

Julius zuckte die Achseln: „Das Beste ist: Wir lassen Professor van Huisen kommen, bezahlen ihm das Gutachten und die Sache ist erledigt.“

„So. Und wenn nun Huisen behauptet, das Bild sei nicht echt?“

„Das wird er kaum tun. Das Bild ist überzeugendster van Eyck, da beißt die Maus keinen Faden ab, und auch van Huisen beißt keinen Faden ab.“

Vier Tage später bereits saß Jan van Huisen vor dem „Sündenfall“ und betrachtete ihn andächtig mit einer Lupe. Dann ließ er das Bild röntgen. Darauf nahm er aus einer Ecke eine atomgroße Farbprobe und ließ sie chemisch untersuchen. Schließlich wälzte er Bücher mit Photographien von Bildern aus der Zeit van Eycks, maß genau den Brustumfang Adams und die Taille Evas. Und erklärte nach einwöchiger Arbeit Herrn Prok: „Ich kann Ihnen leider nicht bestätigen, daß dieses Bild ein van Eyck ist.“

Prok tat einen Verzweiflungsschrei.

„Nur ruhig. Aber ich kann Ihnen bestätigen, daß es mit neunundneunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit ein van Eyck ist oder zumindest aus seiner Werkstatt stammt und Spuren seiner Hand aufweist. Ich werde Ihnen das Gutachten gleich schriftlich geben.“ Und Professor van Huisen setzte sich hin und schrieb zwei große Bogen voll. Und dann noch einen kleinen Bogen, der eine Rechnung über dreitausend Mark für eben dieses Gutachten darstellte.

Prok bezahlte strahlend die dreitausend Mark, und Professor van Huisen verabschiedete sich.

Kaum war er draußen, fiel Prok seinem Prokuristen um den Hals. „Gelungen!“ rief er. „Und jetzt müssen wir sofort anrufen.“

„Bei dem Mann aus dem Westen, nicht wahr?“

„Um Himmels willen nicht! Nein, bei Eogon.“

„Was soll denn Eogon jetzt noch?“

„Wirst Du schon sehen. Also los, er soll sofort kommen.“

Eine Viertelstunde danach war Eogon da.

„Herr Eogon“, sagte Prok. „Ich habe eine erfreuliche Mitteilung zu machen, daß Studienrat Hoffmann kein Verständnis Ihr „Sündenfall“ ist verkauft. Die Fälschung ist wirklich hervorragend gelungen. Professor van Huisen hat mir eben bestätigt, daß es mit 99 Prozent Wahrscheinlichkeit ein van Eyck ist. Das haben Sie großartig gemacht. Ihr Honorar in Höhe von tausend Mark können Sie nachher gleich mitnehmen. Unter einer Bedingung.“

„Unter jeder Bedingung“, sagte Eogon strahlend vor Freude.

„Sie müssen den Apfel übermalen.“

„Warum denn? Den habe ich doch nach der Natur gemalt!“

„Sie sind ein Schaf. Genau so ein Schaf wie Professor van Huisen. Alles haben Sie beachtet, die chemische Zusammensetzung der Farbe, die anatomischen Kenntnisse van Eycks, die Wirkung des Röntgenbildes, alles, bloß eins nicht: den Apfel.“

„Was ist denn bloß mit dem Apfel los?“

„Mir“, sagte Prok, „ist es ja auch erst aufgefallen, als dieser Dussel von Professor das Bild untersuchte. Und ich bekam einen entsetzlichen Schreck. Aber der Professor merkte nichts. Gucken Sie sich doch mal Ihren Apfel an, Eogon!“

Eogon betrachtete den Apfel, den Eva hielt. „Ich kann nichts daran finden“, sagte er.

Julius betrachtete den Apfel und konnte auch nichts daran finden.

„Na, dann will ich es Euch sagen“, sagte Prok und warf ein Heft auf den Tisch. Eogon nahm es und blätterte darin.

„Ein Obstbaukatalog?“ frogte er verblüfft.

„Ja, und auf Seite 19 ist der Apfel, den Sie gemalt haben. Nach der Natur! Freilich nach der Natur! Aber van Eyck hätte Ihren Apfel niemals malen können, denn diese Sorte gibt es erst seit zwanzig Jahren! Der Apfel, den Ihre Eva hält, ist ein modernes Züchtungsprodukt des Amerikaners Burbank. Jeder Obstkenner hätte das sofort herausgefunden.“

Eogon machte ein vor Verblüffung blödes Gesicht.

Julius machte ein vor Verblüffung blödes Gesicht.

Nur Prok lachte: „So, und nun übermalen Sie bitte schön Ihren Apfel und machen Sie einen mittelalterlichen daraus!“

Wenige Tage später überreichte der Mann aus dem Westen Prok einen Scheck über dreihunderttausend Mark.

„Schön“, sagte er, „ist das Bild ja nicht gerade. Na, die Hauptsache ist, daß es mit Preisangabe in die „Illustrierte“ kommt. Was meinen Sie, was das für eine Reklame für mich ist. Da verzichte ich gern auf Schönheit. Ein bißchen unnatürlich ist es auch.“

„Wieso denn unnatürlich?“

„Na, nehmen Sie doch beispielsweise mal den Apfel, den Eva da in der Hand hält. Ich bin selber Obstbausachmann und kann Ihnen sagen: So eine Mißgeburt von Apfel gibt es ja garnicht. Wenn ich das schon voriges Mal bemerkt hätte, würde ich das Bild vielleicht nicht gekauft haben . . .“

—⊡—

Zwei Prüfungen

Skizze von Emanuel Clausen.

Spannung blickte aus dreiundzwanzig jungen Augenpaaren. Dumpfer noch als sonst schien die Luft im Klassenraum. Der Märzwind trieb prasselnden Regen gegen die Scheiben. Abschlußprüfung in der Oberprima des Realgymnasiums.

Die Lehrer traten ein. Sie waren alle ein wenig feierlich. Ernster, als es manchem Oberprimaner, der auf ein wenig Nachsicht hoffte, lieb sein mochte. Sie hielten diese feierliche Miene der bedeutungsvollen Stunde angepaßt und dachten vielleicht, es wäre richtiger, wenn auch Studienrat Helm, der den Oberprimanern deutschen Unterricht erteilte, sich dieser Stimmung angeglichen hätte, anstatt dem einen oder dem anderen Schüler aufmunternd und vergnügt zuzunicken.

Die erste Stunde gehörte Studienrat Hoffmann, dem Mathematiklehrer. Er trat auf das Podium und überlah die drei Bankreihen vor sich. Plötzlich stutzte er: „Jörner? Wo ist Jörner?“ Dreiundzwanzig Achseln zuckten: „Wir wissen es nicht.“ Jörner, sonst die Pünktlichkeit selbst, ein Schüler, dem kein Lehrer Nachlässigkeit oder Interesselosigkeit vorwerfen konnte, Jörner fehlte. Eine scharfe Falte grub sich zwischen die buschigen Brauen des Studienrats Hoffmann.

Da klopfte es an die Tür. Hastig, außer Atem trat ein blonder Jüngling ein: Jörner. Dreißig Köpfe wandten sich ihm neugierig zu. Ein strafender Blick schoß ihm aus den Augen des Mathematikers entgegen; er ließ erkennen,